

Die Verkündigung des Mariendogmas

Ein Wort der Kirche zum ökumenischen Gespräch

Von OSKAR SIMMEL S. J.

In einem Artikel, der im Deutschen Pfarrerrblatt unter dem Titel „Maria — die Herbstreife eines Menschenkultes“ erschien, nennt Josef Chambon die katholische Marienverehrung eine „Innerkatastrophe der römischen Kirche“.¹ Wenn er weiter das Schlußkapitel der Enzyklika „Mystici corporis“ mit seinem Hinweis auf Maria als „Last des Marienkomplexes“ bezeichnet, dann läßt sich begreifen, wie bedrückend erst das neue Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel auf viele Protestanten wirkt.

Diesen Eindruck gewinnt man aus den Äußerungen führender protestantischer Kirchenmänner und Theologen. Pierre Maury, der Präsident der Reformierten Kirche Frankreichs, findet es bemerkenswert, „daß die (erste) Ex-Cathedra auferlegte Wahrheit, seitdem der Papst in seiner Person das Recht der Kirche auf das unfehlbare Wort verkörpere, sich nicht auf Gott, auf Christus, auf den Heiligen Geist oder gewisse ethische Wahrheiten bezieht, sondern wohlgerichtet auf Maria“. Der evangelische Christ werde unruhig, wenn er sehe, wie sehr der römische Glaube auf eine andere Gestalt ausgerichtet sei als auf den einzigen und ausreichenden Mittler.² Noch nachdrücklicher haben sich die anglikanischen Erzbischöfe von Canterbury und York geäußert. Die Kirche von England lehne das neue Dogma ab. Es bestehe nicht der geringste Beweis in der Heiligen Schrift und in der Unterweisung der Frühkirche für einen Glauben an die Lehre von der leiblichen Entrückung Mariens.³ Zum gleichen Ergebnis kommt auch ein Artikel von Pierre Bourguet in der *Réforme*, der Wochenschrift der französischen Reformierten Kirche. Nichts in der Heiligen Schrift (Gn. 3, 15; Luk. 1, 28; Geh. Off. 12, 1, 14—17) begründe das neue Dogma, und die geschichtliche Tradition gehe nicht über das Jahr 600 hinaus.⁴ So wundert man sich nicht, wenn in einem Gutachten eines ökumenischen Kreises fünf Professoren der Heidelberger theologischen Fakultät von der „Dogmatisierung eines Mythos, der der geschichtlichen Grundlage entbehrt“, sprechen.⁵

Diese mit großer Wissenschaftlichkeit unterbauten und mit viel Sicherheit vorgetragenen Behauptungen sowie die weithin ablehnende Haltung der protestantischen Christenheit mögen manche Katholiken mit Besorgnis erfüllen, vor allem jene, denen die Wiedervereinigung im Glauben am Herzen liegt.

¹ Deutsches Pfarrerrblatt, 50. Jg., Nr. 19—21 (Okt.—Nov. 1950); auch als Sonderdruck (DM 0,75) erschienen, „für Besprechungsabende in unseren Vereinen und in den Oberklassen unserer höheren Schulen“.

² Ökumenischer Pressedienst Genf (Ök.P.D.) 17. Jg. Nr. 34 (15. Sept. 1950) S. 252.

³ Ök.P.D. Nr. 32 (1. Sept. 1950) S. 237.

⁴ *Réforme*, Paris, Nr. 291/292 (14./21. Okt. 1950).

⁵ Evangelisches Gutachten zur Dogmatisierung der leiblichen Himmelfahrt Mariens, München 1950, Chr. Kaiser, S. 21. Diese Schrift bildet offenbar die Grundlage für die am Reformationsfest verlesene „lehramtliche“ Kanzelverkündigung der ev.-lutherischen Kirche Deutschlands.

Sie zweifeln gewiß nicht an der Tatsache der Himmelfahrt Mariens; denn was die ganze katholische Kirche Jahrhunderte hindurch als geoffenbarte Wahrheit ansieht und als solche verkündet, kann unmöglich Legende und Mythos sein, wenn anders der verheißene Heilige Geist der Wahrheit in der Kirche wirksam ist. Sie wissen sich überdies im Glauben daran eins mit den von Rom getrennten Ostkirchen.⁶ Aber sie fragen sich, ob die feierliche Verkündigung des Glaubensgeheimnisses und seine damit verbundene Erhebung zum Dogma nicht, wie die anglikanischen Erzbischöfe erklären, „die wachsende — von dem gemeinsamen Besitz ausgehende — Verständigung zwischen den Christen schwer beeinträchtigt“. Die Heidelberger Professoren meinen, daß „das theologische Gespräch zwischen Evangelischer und Römischer Kirche ... dadurch schwer belastet“ werde (S. 19). Denn „während die meisten Kirchen sich heute unter Tränen der Buße vor Gott der Zerrissenheit des einen Leibes Christi für mitschuldig erklären und unter gemeinsamem Gebet und in strenger wissenschaftlicher Arbeit darum ringen, das Maß der Unterschiede zu verringern und ein Maximum an Gemeinsamkeit — ohne Verschweigung der noch nicht behobenen Differenzen — zu finden und vor der Welt zu bezeugen, würde die Römische Kirche mit der Dogmatisierung der Assumptio das Maß der Unterschiede vermehren“ (S. 20). Ja, vielleicht entsteht überhaupt eine ganz neue Lage im Verhältnis der im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen zur römischen.

Während man dieser bisher immer noch eine Art Gleichberechtigung zugestand — das Gutachten der theologischen Fakultät spricht sogar von einer „beglückenden wechselseitigen Erkenntnis, daß wir in großer Not etwas vom Trost des apostolischen Evangeliums aus dem Munde von Gliedern der von uns getrennten Kirche hören durften“ (S. 18) —, so kann sich das vielleicht von Grund auf ändern. Denn welches Recht soll man im Gespräch christlicher Kirchen einer Kirche zugestehen, die einer, wie man meint, so unchristlichen Irrlehre zum Opfer gefallen ist? Habe sich doch in den Schoß der römischen Kirche jene Irrlehre eingeschlichen, die die Kirche schon einmal vor 1600 Jahren bei den Kollyridiern, jenen Leuten, die der Gottesmutter durch Opferkuchen (griechisch: kollyris) göttliche Ehren erweisen wollten, verurteilt habe. Une revanche éclatante, so wenigstens meint Pierre Bourguet in dem erwähnten Artikel.

Nun ist es heute ein von allen wahrhaft ökumenisch Gesinnten anerkannter Grundsatz, daß die Wiedervereinigung im Glauben nicht auf Kosten der Wahrheit geschehen darf. In ihr allein können die getrennten Brüder zusammenkommen. Für die römische Kirche heißt das — sie ließ darüber nie den geringsten Zweifel bestehen — die Anerkennung jener Fülle der Offenbarung, die allein in ihr, der Mutterkirche, „der Säule und Grundfeste der

⁶ Auch die Ostkirche glaubt heute noch an die Himmelfahrt Mariens, wie ein in *Réforme* (Nr. 293 vom 28. Okt. 1950) zitierter Brief des Generalsekretärs des interorthodoxen Komitees für ökumenische Fragen, Prof. Kovalewsky, an die Pariser Zeitung „Le Monde“ zeigt. Das Dogma wird nur insofern abgelehnt, als es nicht durch den Beschluß eines Konzils, sondern durch eine Entscheidung des Papstes herbeigeführt ist.

Wahrheit“ (1. Tim. 3, 15) zu finden ist. Ihr hauptsächlicher Beitrag zum ökumenischen Gespräch kann deswegen vorerst nur darin bestehen, daß sie immer deutlichere und klarere Aussagen über sich selbst macht. Dann wird sie am meisten zur wahren Wiedervereinigung im Glauben beitragen, wenn sie die Fülle ihres Glaubens in immer strahlenderem Lichte zeigt.

Es dürfte der Mühe wert sein, zu untersuchen, ob das in diesem Dogma anscheinend ausgesprochene „grundsätzliche Nein der Römischen Kirche“ zu jeglicher Annäherung, als das es den Heidelberger Professoren erscheinen möchte (S. 20), auf einer höheren Ebene nicht vielleicht ein einzigartiges Wort zum ökumenischen Gespräch ist. In einer eben erschienenen Schrift meint der Landesbischof von Oldenburg, Wilhelm Stählin, das säkular-historische (er versteht darunter eine an die Grundsätze und Maßstäbe einer innerweltlichen Wissenschaft gebundene Denkweise) Verhältnis zur Heiligen Schrift habe im Protestantismus tatsächlich gesiegt.⁷ Genauer drückt er es aus, wenn er die Ansicht, „man könne abseits und außerhalb der kirchlichen Tradition ein unmittelbares Verhältnis zur Heiligen Schrift gewinnen und also durch historische Exegese zu den ‚Quellen‘ vordringen“, eine „humanistische Illusion“ nennt. Die Schrift könne recht nur „im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Gottesdienst der Kirche“ verstanden werden. „Ohne diese ständige Beziehung auf die lebendige Überlieferung, die im Kultus und der Verkündigung der Kirche geschieht, ist das ‚sola scriptura‘ nicht eine christlich-kirchliche, sondern eine humanistische Formel.“ Damit ist doch wohl schon das Urteil über die Erklärung der anglikanischen Bischöfe gesprochen; ebenso über Pierre Bourguets Artikel und das theologische Gutachten der Heidelberger Professoren. Die Exegese, die diesen Verlautbarungen zugrunde liegt, ist eben jene rein humanistisch-philologische; und die Tradition, auf die man sich beruft, ist die rein innerweltlich-geschichtliche, die, für sich allein betrachtet, wenig mit der lebendigen Überlieferung der Kirche zu tun hat.

Die Frage, die uns von Stählin trennt, ist also nicht mehr die nach dem Recht der Tradition in der Kirche überhaupt, sondern die nach dem Wesen der Überlieferung und ihrem Verhältnis zur Schrift. Es wird den katholischen Theologen noch einige Schwierigkeiten bereiten, so zu reden, daß unsere protestantischen Brüder das „Richtige und Notwendige“ des katholischen Traditionsbegriffes einsehen. Aber man darf wohl hinweisen, worauf Karl Rahner aufmerksam macht⁸, daß man sich dabei vor zu sublimen Formeln hüten müsse, weil gerade die Offenheit von Aussagen „ein Hinweis auf das immer Größere der in ihnen gemeinten Wirklichkeit“ sei. Die Verkündigung eines Dogmas, das aus der „Schrift allein“ und der Unterweisung der Frühkirche tatsächlich nicht begründet werden kann, wird dabei den rechten Weg zeigen; denn die Aussagen der Kirche haben sich nicht nach

⁷ Wilhelm Stählin, „Allein“, Recht und Gefahr einer polemischen Formel. Stuttgart 1950, Ev. Verlagswerk (brosch. DM 1.90), S. 15–21.

⁸ Gespräche über den Zaun, in „Wort und Wahrheit“ 5. Jg. März 1950 S. 174–184.

denen der Theologen, sondern umgekehrt diese nach jenen zu richten. Durch die Verkündigung des Dogmas wird offenbar, was übrigens immer schon Lehre der katholischen Kirche war, daß nicht, wie Stählin meint, die „fortgehende traditio sich immer wieder an der Heiligen Schrift als an der Urkunde des Christusereignisses prüfen lassen“ muß, sondern umgekehrt, daß die Lebendigkeit der Kirche und ihrer Verkündigung so groß ist, daß sie erst dem Wort der Schrift den lebenspendenden Sinn verleiht. Das ist nicht ein Anspruch der Kirche, „selbst ‚apostolische Tradition‘ produzieren zu können“⁹, sondern nichts anderes als eine Folge der innigsten Lebensgemeinschaft der Kirche mit Christus. Weil sie ein Leben mit ihm lebt und mit ihm eins in Liebe ist, darum hat sie teil an seiner Erkenntnis. Die lebendige Erkenntnisgemeinschaft mit Christus gibt der Kirche jeweils ein tieferes und ständig wachsendes Verständnis der ein für allemal abgeschlossenen Offenbarung Christi. Eine solche Erkenntnis kann nie in „streng wissenschaftlicher Arbeit“¹⁰ errungen werden, weil sie überhaupt nicht durch menschlichen Geist zustande kommt, sondern allein vom Heiligen Geist geschenkt wird, der die Kirche in alle Wahrheit einführen wird. Die wissenschaftliche Arbeit der Theologen kann nur feststellen, wann zum erstenmal der Heilige Geist die Kirche weiter in eine bestimmte Richtung führte. Weil also die lebendige Überlieferung der Kirche nichts anderes ist als eine Äußerung des Lebens, das die Kirche mit Christus führt, darum ist es nicht zufällig, wenn die „apostolische Tradition“ für den Katholiken dort am eindeutigsten zu finden ist, wo nach dem Willen Christi seine Einheit mit der Kirche am sichtbarsten zum Ausdruck kommt, in seinem Stellvertreter auf Erden. Humanistische Formeln werden nicht durch theologische überwunden, sondern allein durch den Erweis der Kraft Christi. Illusionen zerbrechen nur am unüberwindlichen „Felsen“. Die Verkündigung des ersten November ist eine Äußerung der tiefsten und innersten Lebenswirklichkeit der Kirche, ihrer Liebesgemeinschaft mit Christus. Wie alle Erscheinungen des Lebens will sie in Ehrfurcht und Demut hingenommen werden, selbst dann, wenn man zunächst von ihr betroffen ist und keine Erklärung für sie findet.

Wie der Akt der Verkündigung, so ist auch ihr Gegenstand eine Antwort der Kirche auf eine sehr umstrittene Frage. So merkwürdig es scheinen mag, die unfehlbare Aussage des Allerheiligentages ist zuletzt ein Wort der Kirche über sich selbst. Denn Maria ist Urbild der heilsmittlerischen Kirche. Diese lange vergessene Wahrheit, die heute immer mehr an Boden gewinnt, war den Vätern der Kirche selbstverständlicher Besitz.¹¹ So sehr werden Symbol und Wirklichkeit der Kirche in einem gesehen, daß Cyrill von Alexandrien die „stets jungfräuliche Maria, nämlich die heilige Kirche, und ihren Sohn und unbefleckten Bräutigam“ preist (S. 32). Christus hat die Kirche

⁹ Ev. Gutachten, S. 19.

¹⁰ a. a. O. S. 20.

¹¹ Otto Semmelroth S. J., Urbild der Kirche, Würzburg 1950, Echter-Verlag. Die Zahlen im Text dieses Abschnittes beziehen sich auf die Seiten dieses Buches.

gestiftet, „damit bei der Verteilung der göttlichen Erlösungsfrüchte alle (Menschen) ihm gewissermaßen Helferdienste leisten könnten“.¹² Mariens Stellung ist jener der Kirche ähnlich. Durch ihr Jawort hat sie nicht nur für sich die Gnade Gottes angenommen, sondern auch der Welt den Herrn Jesus Christus geschenkt. Ihr ganzes Dasein ist in den Dienst der Heilungsvermittlung genommen. Das Dogma von der Himmelfahrt Mariens macht das nur auf seine Weise, von der Erfüllung her, kund. Wer am Werk des Heiles mit-helfen will, muß in der engsten Christusgemeinschaft stehen. Was das zu be-deuten hat, wird zwar auch schon an der Kirche sichtbar. Denn „ohne Fehl erstrahlt unsere verehrungswürdige Mutter in den Sakramenten ... im Glauben ... in ihren heiligen Gesetzen ... in den Evangelischen Räten ... in den himmlischen Gaben und Charismen“.¹³ Aber an der Kirche ist es noch nicht in seiner ganzen Fülle offenbar. Diese wird an Maria erkannt. Die durch die Erlösung geschenkte volle Christusgemeinschaft verwandelt den Men-schen bis in die Wurzeln seiner Leiblichkeit hinein. Was an Maria bereits in Fülle geschehen ist, auf das harrt die Kirche noch, damit es ihr zuteil werde am Tage der glorreichen Wiederkunft des Herrn. Somit ist die Aussage über Mariens Verherrlichung nichts anderes als ein Wort über die Wirksamkeit der Erlösung Christi, zu deren Ausspendung die Kirche von ihm gestiftet ist. Das neue Dogma ist daher nicht etwa ein Randthema der christlichen Heils-geschichte, sondern geradezu ihre Mitte. Indem die Kirche Maria als die Vollerlöste verkündigt, zeigt sie allen verzweifelnden und hoffnungslosen Menschen, zu welch unsterblicher Hoffnung der Mensch durch Christi Gnade, die ihm die Kirche vermittelt, erlöst ist. Keiner braucht Angst zu haben, nach unzähligen Täuschungen wieder getäuscht zu werden; denn das Wort der Kirche hat durch den Beistand des Heiligen Geistes unfehlbare Gewißheit. Für den gläubigen Katholiken besteht darüber nicht der geringste Zweifel.

Aber er hätte kaum zu hoffen gewagt, daß in eben der Stunde, da der Heilige Geist der Kirche in ihrem Oberhaupt das unfehlbare Wort schenkt, von den getrennten Brüdern doch eine Antwort kommt, die nicht nur ein schrof-fes Nein ist. Und das erhöht seine Festesfreude. Nicht ein Wort und Bekennt-nis zur Himmelfahrt Mariens, aber vermutlich veranlaßt durch die Verkün-digung des Dogmas ist Hans Asmussens Schrift über Maria, die Mutter Gottes, in der er das Verhältnis des Protestantismus zu Maria untersucht. Nicht viel anders dürfte es wohl mit dem wenige Monate vorher erschienenen Buche Wilhelm Stählins über die Verkündigung Mariens sein.¹⁴

Hans Asmussen legt Wert darauf, Maria die Mutter Gottes zu nennen. „Ist Maria nicht die Mutter Gottes, dann hat die Kirche aller Zeiten sich ge-irrt, — oder aber wir, die wir der Maria diese Bezeichnung verweigern,

¹² Enzyklika „Mystici corporis“ AAS 35 (1943) Nr. 7.

¹³ Ebd.

¹⁴ Hans Asmussen, *Maria, die Mutter Gottes*, (61 S.) Stuttgart 1950, Ev. Verlagswerk, geb. DM 4.50; Wilhelm Stählin, *Freu dich, Begnadete*, (78 S.) Kassel 1950, Johannes Stauda Verlag, geb. DM 3.80.

haben uns von der allgemeinen christlichen Kirche getrennt“ (S. 5). Wenn er sagt, man habe Christus nicht ohne Maria, was ist das anderes als das alte katholische Wort: *per Mariam ad Christum*? Viele der Punkte, die zwischen den beiden Konfessionen strittig sind, kommen in dem Buche zur Sprache. Damit allein wird schon klar, daß man über kein Problem der Heilsgeschichte christlich sprechen kann, ohne Maria zu erwähnen. Die Stelle, die ihr Gott in seinem Heilsplan eingeräumt hat, wird von Tag zu Tag nicht nur in der katholischen Kirche besser erkannt, wie dieses Buch zeigt. Die Lösungen, die der Verfasser gibt, lassen kaum mehr verstehen, wieso Katholiken und Protestanten, die in dem Buch ihr christliches Bewußtsein ausgedrückt finden, nicht gemeinsam das Fest Mariä Himmelfahrt feiern können. Nirgends wird das deutlicher als bei der Antwort, die Asmussen selbst auf die entscheidende Frage gibt, die er den Katholiken stellt. „Gehört Maria auf die Seite Gottes oder auf die Seite der Menschen?“ (S. 39.) In der Antwort darauf hat der Verfasser das lösende Wort gefunden. „Es spricht vieles dafür, daß wir Evangelischen heute eine Wahrheit lernen, welche unsere Väter übersahen. Darum lernten wir in den fruchtbaren Jahren des Kirchenkampfes das Wort ‚Priester‘ mit neuer Betonung aussprechen“ (S. 50). Kam den Berneuchenern das Wort ‚priesterlich‘ bei ihrer Besinnung auf die Beichte, also bei jenem Sakrament, das in besonderer Weise die Gestalt der Kirche sichtbar werden läßt, so findet es sich bei Asmussen dort, wo hinter der Stellung Mariens im Heilsplan Gottes die Kirche erscheint. „Gehört das Priesterliche zum Wesen des Glaubens, dann ist aber auch die Frage der Mittlerschaft neu gestellt.“ Die mittlerische Stellung sei für alle Christen unvermeidbar und unerläßlich, wie sich aus den Schriften des Neuen Testamentes ergäbe; denn jeder habe Gott vor den Menschen und die Menschen vor Gott zu vertreten. „Dann aber müssen wir auch anerkennen, daß Maria in dieser Mittlerschaft steht, weil sie ein vornehmes Glied dieser priesterlichen Schar ist“ (S. 51). Die Frage sei nur, ob es sich um eine Mittlerschaft in oder neben Christus handle.

Die Kirche hat nie etwas anderes als eine Vermittlung Mariens in Christus gelehrt. Es ist einfach zu leugnen, was die fünf Heidelberger Professoren behaupten, „daß der schlichte Christ bereits durch die ... dogmatischen Unterscheidungen innerhalb der Gleichheit des Werkes und der Titel Christi und Mariens weithin überfordert ist“.¹⁵ Er kann sie gewiß nicht theologisch erklären, aber glauben ist etwas wesentlich anderes als Theologie treiben. Maria ist nicht zweite, wenn auch untergeordnete Mittlerin der Erlösung. Nur einer hat die Welt durch sein kostbares Blut erlöst. Die Kirche kann Maria nicht eine Stellung einräumen, die sie gegen Pelagius und seinen Anhang verurteilt hat. Der Mensch, auch Maria, kann sein Heil nicht aus eigener Kraft erringen; schon der geringste Anfang des zum Heile notwendigen Glaubens kommt ihm aus der Gnade Gottes. Auch Maria ist eine Erlöste; freilich die erste und vornehmste, an der die Kraft der Erlösung bereits in

¹⁵ Ev. Gutachten, S. 16.

Fülle wirksam ist. Aber das schließt nicht aus, daß Maria auch ‚Mittlerin‘ ist, „insofern sie sich das Werk der Erlösung zu eigen machend, dessen Früchte empfängt, und zwar zugleich für die ganze Kirche“.¹⁶ Man kann mit Fug und Recht zweifeln, ob Asmussens Gedanken von einer solchen Auffassung sehr verschieden sind. Auch ihm ist Maria Repräsentantin des Fleisches, in das der Sohn Gottes eingegangen ist und das er hoch erhoben hat (S. 33). Auch er bekennt sich zu dem Grundsatz, den die Kirche von Anfang an vertreten hat: die Gnade Gottes wirkt nur dort, wo der Mensch mitwirkt. „Man redet in unserer Kirche gern von der Alleinwirksamkeit der Gnade. Man redet mit Recht davon. Aber welches Gewicht eine solche Rede hat, sieht man doch erst, wenn man ermißt, daß die Gnade allein — in solchen Menschen wirkt, die mitwirken. Und Maria ist das aufgerichtete Zeichen in der Menschheitsgeschichte, daß die Gnade allein wirkt, aber eben in solchen Menschen, die ‚mitwirken‘“ (S. 15). Daß sie Ja sagen konnte, kam ihr durch die Gnade Gottes, aus dem Segen, mit dem er sie überreich gesegnet hat. Deswegen wird sie die Gebenedeite, die Begnadete, genannt, die zu rühmen kein Geschlecht müde wurde. Man spürt das Bangen des Herzens hinter dem Satz, mit dem Asmussen sein Buch schließt: „Solange die Verehrung, welche wir dem Herrn Christus angedeihen lassen, ohne das Echo des Segens ist, mit welchem Gott die Mutter Jesu Christi segnete, müssen wir uns den Verdacht gefallen lassen, daß wir gar nicht den einen Mittler Jesus Christus meinen, sondern nur eine zeitlose Idee, der wir den Namen Jesus Christus beilegen. Unsere Lehre über Maria mag noch so sauber sein, — solange unsere Gebete an ihr vorbeigehen, ist uns die Herrlichkeit ihres Sohnes noch nicht im Vollsinn aufgegangen“ (S. 61).

So ist zur rechten Zeit das Buch Wilhelm Stählin's erschienen, in dem das Lob der Mutter Gottes in feierlicher Sprache gesungen wird, „eine Betrachtung über die Verkündigung der Geburt des Herrn“, keine theologische Abhandlung, sondern Lob Gottes, der Großes an Maria getan hat. „Die heilige Geschichte sagt nicht, daß Maria holdselig (so übersetzt Luther das griechische *kecharitomene*, „voll der Gnaden“, wie wir Katholiken es kennen, d. V.) gewesen sei in der Anmut ihres Leibes und ihrer Seele, so wie innige Liebe sie gemalt und gebildet hat in Holz und Stein. Aber konnten sie anders als in dieser Sprache der Schönheit stammeln von dem tiefen Geheimnis, daß die liebe Jungfrau Maria begnadet ist, „voll Gnaden“? (S. 24.) Nicht der theologischen Reflexion wie bei Asmussen, sondern dem betrachtenden Sinn erscheint auch hier hinter der „lieben Jungfrau“ das „wundersame Geheimnis der glaubenden Seele, der heiligen Kirche“. Es ist eine im neueren Protestantismus noch nicht gehörte Sprache, die hier zum Reden kommt.

Darf man also noch an die Opportunität der Verkündigung des neuen Dogmas zweifeln, wo nicht nur vor St. Peter Lichter angezündet werden, Maria zu feiern? Kann unser Herz noch hoffnungslos schwer werden bei all den

¹⁶ Otto Semmelroth, Urbild der Kirche, S. 60.

Einwänden, die wir hören mußten, da doch auch eine neue, so lange vermißte Stimme den Lobpreis anhebt? Wird sie nicht vielleicht doch einmal zusammen mit vielen unserer Brüder eingehen in den vollen Chor des Magnificat aller Geschlechter, dem nicht die lateinische Kirche, sondern die Kirche des Ostens die schönsten Gesänge zu nimmer endendem Preise geschenkt hat? „Welch geziemendes Lied wird unsere Schwachheit dir bringen, es sei denn jenes frohe Lied, in das Gabriel uns eingeführt hat: Freude dir, Gottesgebärerin, Jungfrau, Mutter und Braut.“ Viele unserer getrennten Brüder werden dieses Lied singen können, ohne zu meinen, sie hätten damit den Herrn Christus verraten. Aber wer einmal in die Seligpreisung der Geschlechter einstimmte, der wird nimmer aufhören können, bis er das Loblied vollendet. Und dann wird auch er erkennen, daß er auch darin keinen Verrat an Christus geübt hat. Denn ihm allein gilt letztlich der Lobpreis seiner Mutter. „In golddurchwirktem Gewande wie eine Herrscherin hat dich dein Sohn, der dich erleuchtete mit dem Strahl des Geistes, zu seiner Rechten gestellt, o Allreine. Ihn erheben wir über alles in alle Äonen.“¹⁷

Rompilger 1950

Von FRANZ HILLIG S. J.

Pilgerwesen und Pilgerunwesen hat es immer gegeben. Wir kannten den JerusalemPilger, vielleicht auch den von Menasstadt und Menuthis in Ägypten, jedenfalls aber den von Tours und Compostella. Sie trugen die Kürbisflasche, den Wanderstab und die Muschel am geschürzten Pilgerkleid. Ihre Gestalt gehörte zu den alten Chroniken und Reisebüchern, den Itinerarien, und, kurz gesagt, ins Mittelalter. All das erschien uns spannend und kurios, aber eben doch verstaubt und vergangen.

Und nun ist das Erstaunliche geschehen: das Heilige Jahr hat die Pilgerschaft neu erweckt! Nicht von ungefähr begann der Anno santo damit, daß die Heilige Pforte geöffnet wurde. Für Millionen von Menschen tat sich in diesem Jahr eine Pforte auf, ungezählte traf der Anruf der Weite. Sie wurden Rompilger und haben frohen Herzens entdeckt, daß Pilgern heute so lebendig sein kann wie je. So wissen wir wieder aus eigenem Erleben, daß Pilgern ein tiefes, überzeitliches Bedürfnis der christlichen Seele ist, daß sie hier an einem wesentlichen Punkt ihrer christlichen Existenz berührt wird. Sie, die hienieden allezeit „fern vom Herrn auf der Pilgerschaft ist“ (2 Kor 5, 6), sieht im Pilgerdasein ihr innerstes Wesen abgespiegelt. Dem gläubigen Auge ist der Mensch während seines Erdenwandels schlechthin der „homo viator“: noch wandert er. Die Heimat ist der Himmel. Der

¹⁷ Erste Ode vom Sonntag der ersten Woche und achte Ode vom Sonntag der sechsten Woche aus dem Kanon des Johannes von Damaskus auf die Gottesmutter; aus Kilian Kirchoff, Über dich freut sich der Erdkreis, Marienhymnen der byzantinischen Kirche. Münster 1940, Regensburg.